

Jahrbuch der Kinder- und
Jugendlichen-Psychoanalyse

Latenz: Entwicklung und Behandlung



Herausgegeben von
Manfred Endres und Catharina Salamander

Brandes & Apsel

Manfred Endres / Catharina Salamander (Hrsg.)

*Latenz:
Entwicklung und Behandlung*



Jahrbuch der Kinder- und Jugendlichen-Psychoanalyse

Bd. 3

Reihenherausgeber:

Peter Bründl, Manfred Endres, Susanne Hauser (alle München)

Wissenschaftlicher Beirat:

Elisabeth Brainin (Wien), Dieter Bürgin (Basel), Yecheskiel Cohen (Jerusalem),
Frank Dammasch (Frankfurt a. M.), Vera King (Hamburg),
Jack Novick (Ann Arbor), Kerry Kelly Novick (Ann Arbor),
Suzanne Maiello (Rom), Fernanda Pedrina (Zürich),
Björn Salomonsson (Stockholm), Veronica Sandor (Bukarest),
Carl E. Scheidt (Freiburg), Helene Timmermann (Hamburg)

Die Reihe *Jahrbuch für Kinder- und Jugendlichen-Psychoanalyse* möchte der Anwendung psychoanalytischer Theorie, Forschung und klinischer Erfahrung in der Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen zwischen 0 und 25 Jahren einen besonderen Raum geben, von dem neue Impulse ausgehen sollen.

Historisch angewachsenes psychoanalytisches Wissen prägt in vielen Schattierungen Theorie und Praxis der psychoanalytischen und tiefenpsychologisch fundierten Einzelpsychotherapie von Kleinkindern, Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen samt begleitender Elternarbeit, ist häufig der Bezugsrahmen von Säuglings-Eltern-Psychotherapien, Gruppenpsychotherapien und Erziehungsberatung.

Die Kinder- und Jugendlichen-Psychoanalyse treibt die Psychoanalyse als Wissenschaft und Kunst mit voran, wirkt als kritisches Regulativ für die Psychoanalyse des Erwachsenenalters und trägt interdisziplinär zur Weiterentwicklung und zu neuen Konzeptbildungen in der Entwicklungspsychologie, in der Erziehungswissenschaft, in Pädiatrie, Kinder- und Jugendpsychiatrie, in der Soziologie, in den Neuro-, Rechts- und Kulturwissenschaften bei.

Das *Jahrbuch* soll deshalb als Forum KlinikerInnen, ForscherInnen und am Wissenszuwachs Beteiligten und Interessierten behilflich sein, die Zukunft einer lebendigen, effektiven, kulturkritischen und übernationalen Psychoanalyse offen zu halten.

Manfred Endres
Catharina Salamander (Hrsg.)

Latenz: Entwicklung und Behandlung

Beiträge von
Dieter Bürgin,
Maria Leticia Castrechini-Franieck,
Yechezkiel Cohen, Elke Fietzek, Michael Günter,
Hans Hopf, Ellen Lang-Langer,
Dagmar Lehmhaus, Nick Midgley, Maria Mögel,
Jack Novick, Kerry Kelly Novick,
Fernanda Pedrina, Eva Rass,
Sieglinde Eva Tömmel, Matthias Wencke,
Ursula Wienberg

Brandes & Apsel

Auf Wunsch informieren wir Sie regelmäßig über Neuerscheinungen in dem Bereich Psychoanalyse/Psychotherapie.

Bitte senden Sie uns dafür eine E-Mail an info@brandes-apsel.de mit Ihrem entsprechenden Interessenschwerpunkt.

Gerne können Sie uns auch Ihre Postadresse übermitteln, wenn Sie die Zusendung unserer Prospekte wünschen.

Außerdem finden Sie unser Gesamtverzeichnis mit aktuellen Informationen im Internet unter: www.brandes-apsel-verlag.de

1. Auflage 2015 (E-Book)

1. Auflage 2014 (gedrucktes Buch)

© Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt a. M.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, Mikroverfilmung, Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen oder optischen Systemen, der öffentlichen Wiedergabe durch Hörfunk-, Fernsehsendungen und Multimedia sowie der Bereithaltung in einer Online-Datenbank oder im Internet zur Nutzung durch Dritte.

Umschlag: Felicitas Müller, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt a. M. unter Verwendung einer Fotografie von © Peggy Laurich

Korrektur: Caroline Ebinger, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt a. M.

DTP: Felicitas Müller, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt a. M.

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.ddb.de abrufbar.

ISBN 978-3-95558-125-1 (E-Book)

ISBN 978-3-95558-071-1 (gedrucktes Buch)

Inhalt

<i>Catharina Salamander / Manfred Endres</i>	
Vorwort	7
<i>Sieglinde Eva Tömmel</i>	
Psychoanalyse des Latenzalters: Geschichte und Gegenwart	13
<i>Hans Hopf</i>	
Latenzzeit heute – zwischen Anpassung und Triebdurchbrüchen?	38
<i>Dagmar Lehmhaus</i>	
Identität und Lebenswirklichkeit in der Entwicklungsphase der Latenz	53
<i>Nick Midgley</i>	
<i>Wege und Irrwege in der Kinderentwicklung –</i> Hat sich Anna Freuds Buch bis heute seine Gültigkeit bewahrt?	75
<i>Dieter Bürgin</i>	
Der Eintritt in die Latenz und der Übergang zur Adoleszenz	91
<i>Jack Novick / Kerry Kelly Novick</i>	
Latenz und die beiden Systeme der Selbstregulierung	107
<i>Eva Rass</i>	
Kontaktaufnahme mit der Wahrnehmungswelt des Kindes: (Unerkannte) Schwächen in der Wahrnehmungsorganisation und deren Auswirkungen auf die psychische Entwicklung <i>Vom Überleben in einer Gesellschaft, die keine Schwächen duldet</i>	130

<i>Ellen Lang-Langer</i>	
Ein Blick hinter die brüchige Fassade der Latenz <i>Die Behandlung eines durch die Geschichte seiner Eltern traumatisierten Mädchens</i>	149
<i>Elke Fietzek</i>	
Das Königreich Monopoly <i>Die Bedeutung des Spiels in der analytischen Psychotherapie mit Kindern in der Latenz</i>	158
<i>Maria Leticia Castrechini-Franieck / Michael Günter</i>	
Die Transmission kultureller Ideale in der Latenz <i>Theoretische Überlegungen und empirische Befunde aus einer Untersuchung in zwei verschiedenen Kulturen</i>	183
<i>Fernanda Pedrina / Maria Mögel</i>	
Beziehungserleben bei Kindern mit Bindungsstörung: zwei Fallstudien	213
<i>Ursula Wienberg / Matthias Wenck</i>	
Die Gruppe als potenzieller Raum für die Entwicklungsaufgaben der sogenannten Latenzzeit	246
<i>Yechezkiel Cohen</i>	
Kinder- und Erwachsenenpsychotherapie: Ähnlichkeiten und Unterschiede	263
Die Autorinnen und Autoren	277

Vorwort

Der dritte Band des Jahrbuchs der Kinder- und Jugendlichen-Psychoanalyse befasst sich mit dem Entwicklungsalter der Latenz. Dies beschreibt die Spanne zwischen dem sechsten und elften Lebensjahr und wird entwicklungspsychologisch als Zeit der Konsolidierung zwischen dem abgeschlossenen Ödipuskomplex und dem Eintritt in die Adoleszenz einhergehend mit der allmählichen Konsolidierung des Über-Ichs und dem Aufbau von differenzierteren Abwehrmechanismen wie Verdrängung und Sublimierung beschrieben.

Allein die Tatsache, dass Kinder im Alter von sechs bis sieben Jahren eingeschult werden, zeigt, dass es ein weltweit kulturelles Einverständnis über die Bedeutung des allmählichen innerpsychischen und kognitiven Wandels gibt, der den Beginn der Latenz anzeigt. Der Aufbruch in eine neue Phase der körperlichen und intellektuellen Entwicklung wird auch am Spaß an sportlichen Aktivitäten und der zunehmenden Geschicklichkeit sichtbar. Dazu gehört auch die Differenzierung der von Jean Piaget untersuchten motorisch-kognitiven Fähigkeiten wie die Rechts-Links-Unterscheidung und die räumlich-zeitliche Orientierung. Abstrakte Zeichen wie Buchstaben erhalten allmählich einen konkreten Sinn. Im Schulunterricht erfasst das Kind Wissen, kann es individuell benutzen und sich darüber austauschen. Es nimmt zunehmend einen Platz in seinem kulturellen Umfeld ein. Diese Prozesse haben Auswirkungen auf das Selbstwertgefühl des Kindes und seine selbstregulatorischen Kompetenzen.

Vom Schulkind wird erwartet, mit dem Leistungsangebot der Schule und den vielfältigen Anforderungen an seine sozial-emotionale Kompetenz relativ autonom und selbstsicher umgehen zu können. Obwohl seelische Entwicklungsprozesse aus der präödipalen und ödipalen Zeit noch längst nicht konsolidiert sind, wird das Kind in diesem Alter von Eltern und sozialer Umwelt bis heute als belastbar angesehen.

Kinder bewältigen die Entwicklungsaufgaben der Latenz in ihrem individuellen eigenen Rhythmus, in Phasen beschleunigter und entschleunigter Entwicklungsprozesse. Seitens der Eltern und der sozialen Umwelt sollten Entwicklungsräume im Winnicott'schen Sinne zur Verfügung gestellt werden, die es den Kindern ermöglichen, psychische und physische Entwicklung im Kontakt mit der Umwelt voranzutreiben. Die Entwicklung in der Latenz steht heute zunehmend unter Druck. Gesellschaftliche Vorgaben, die Kinder frühzeitig auf die Anforderungen der postindustriellen Leistungsgesellschaft vorzubereiten, führen zu enormen schulischen Leistungsanforderungen im Grundschulbereich; Anforderungen, die bereits im Vorschulalter beginnen. In der Latenz

wirken zunehmend kulturelle und soziale Einflüsse auf die Entwicklung. Von angeborenen Faktoren bestimmte Entwicklungsprozesse verlieren an Einfluss. Damit prägen familiäre Konstellationen im positiven wie im negativen Sinne die Entwicklung. Sozialer Status, prekäre Lebensverhältnisse, verbunden mit Armut und Arbeitslosigkeit oder fragmentierte Familienstrukturen beeinflussen die seelische Entwicklung der Latenzkinder entscheidend, wobei gerade die Jungen in besonderem Maße unter der Abwesenheit des Vaters leiden. Darüber hinaus führt der exzessive Konsum von neuen Medien zu Bewegungsarmut, die zur bekannten Zunahme von ADHS führt. Bewegungsräume – Bewegung ist für die Reifung des männlichen Gehirns von besonderer Bedeutung – stehen nicht ausreichend zur Verfügung oder werden nicht genutzt.

Möglicherweise liegen hier die Ursachen, dass gerade im Latenzalter überdurchschnittlich viele Kinder zur psychotherapeutischen Behandlung angemeldet werden. Diese Gegebenheiten werden in der psychoanalytischen Diskussion seit vielen Jahren als relevant für die seelische Stabilität bzw. Instabilität wahrgenommen. Heute wird die Latenz nicht mehr als Zeit der relativen Ruhe und des Wartens oder Verborgenseins, wie es der Name angibt, gesehen. Vielmehr verstehen wir sie als Phase enormer Umbrüche, die Triebchicksale, Ich und Über-Ich, Entwicklung des Narzissmuss, das Ich-Ideal und die Identität betreffen.

Die vorliegenden Beiträge der Autorinnen und Autoren aus Deutschland, der Schweiz, Israel und den USA setzen sich umfassend und kritisch mit der aktuellen Diskussion über psychoanalytische Entwicklungstheorie und Behandlungskonzepte auseinander. In vielen Aufsätzen beschreiben und diskutieren die Autoren zudem in Fallbeispielen aus der Praxis die Möglichkeiten der psychoanalytisch-psychotherapeutischen Unterstützung bei der Bewältigung von verunsichernden, destabilisierenden Entwicklungsbedingungen der Kinder in der Latenz, die auf unsere Hilfe angewiesen sind.

Sieglinde Tömmel führt mit ihrem Beitrag umfassend in die Thematik ein. Sie erläutert theoretische Positionen zur Latenz von Sigmund Freud über Edith Jacobson, Donald Winnicott und Jean Piaget bis zu aktuellen Forschungen und Konzepten von Dieter Bürgin, Hans Hopf und Wolfgang Mertens. Diskutiert werden Theorien zur Sublimierungsfähigkeit, den Identifizierungsprozessen, zur postödipalen Entwicklung mit der Entwicklung des Über-Ichs und dem sekundärprozesshaften Denken. Es wird dargestellt, wie die sich verändernde gesellschaftliche und kulturelle Lebenswirklichkeit die Revision einiger als grundlegend angenommenen Annahmen zur Latenz nötig macht.

Nachfolgend bringt uns *Nick Midgley* nochmals intensiv Anna Freuds Werk *Wege und Irrwege in der Kinderentwicklung* nahe, in dem er Entwicklungspsychologie und Psychopathologie von Kindern und Folgerungen für die therapeutische Behandlung darlegt. Er kritisiert die noch immer aktuelle Fokussie-

rung auf die Symptome der Kinder bei der Diagnosefindung. Hier plädiert er vielmehr für eine sorgsame Beurteilung der aktuellen Entwicklungsfähigkeit auf der Grundlage des Konzepts der »Entwicklungslinien« (A. Freud), welches differenzierte Überlegungen zur Therapieentscheidung zulässt. Midgley betont die Weiterentwicklung der grundsätzlichen Überlegungen Anna Freuds in den für die Kinderanalyse wesentlichen Konzepten (D. Stern, A. Hurry, P. Fonagy, P. Green).

Auch *Dieter Bürgin* spannt den Bogen über die ganze Latenzzeit hinweg. Die vorangehende ödipale Phase und die nachfolgende Adoleszenz beunruhigen die »scheinbare Ruhe« der Latenz. Bürgin betont die Bedeutung der Beziehungserfahrungen in der präödipalen Entwicklungszeit des Kindes, die das Fundament für die Bewältigung der differentiellen Latenzaufgaben bilden. Er diskutiert klassische Annahmen über die Sexualität bzw. deren Verdrängung in der Latenz und stellt klar, dass weder die Triebimpulse noch die Beschäftigung mit sexuellen Phantasien im Alter zwischen sieben und zehn Jahren ruhen. In den dargestellten Fallvignetten wird zudem die Aussagekraft von Erstbegegnungen mit Patienten eindrucksvoll deutlich.

Hans Hopf diskutiert ebenfalls kritisch die lange Zeit vorherrschende Beurteilung der Latenz als abwehrbestimmt ruhige Phase, in der Triebregungen latent im Wartestand seien. Das und wie sich die verändernde soziale Umwelt für die Kinder und deren Latenzentwicklung beeinflusst, zeigt Hopf an Störungsbildern auf, die er gehäuft in der Praxis wahrnimmt und die u. a. durch ein zu frühes Entlassen der Kinder in die (scheinbare) Selbstständigkeit begünstigt werden.

Psychische Entwicklung findet grundsätzlich im Spannungsfeld von angeborener genetischer Veranlagung und vielfältigen Einflüssen der Umwelt statt. Gerade in der Latenz wird der Einfluss des gesellschaftlichen Wandels auf die psychische Entwicklung besonders deutlich. *Dagmar Lehmhaus* beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit den Innenwelten und Lebenswirklichkeiten in der mittleren Kindheit und geht der Frage nach, wie gesellschaftliche Veränderungen – zu nennen sind beispielsweise die Veränderung der Medienlandschaft, die Konfrontation mit virtuellen Welten oder der Einfluss sozialer Netze – den Alltag des Latenzkindes verändern. Darüber hinaus verändern sich im Rahmen gesellschaftlicher Veränderungen Haltungen von Eltern, Lehrern und anderen Bezugspersonen, was die psychische Entwicklung in der Latenz zusätzlich beeinflusst.

Jack Novick und *Kerry Kelly Novick* setzen sich in ihrem Beitrag mit der Entwicklung der Systeme der Selbstregulierung in der Latenz auseinander. Ausgehend von einer Fallvignette, in der ein achtjähriger Junge mit Gewaltphantasien kinderanalytisch behandelt wird, werden die Systeme der Selbstregulierung dargestellt. Jack Novick und Kerry Kelly Novick, die sich über

viele Jahre mit sadomasochistischen Phänomenen beschäftigt haben, charakterisieren das sogenannte offene System als ein fein auf die Realität eingestimmtes und durch Freude, Kompetenz und Kreativität ausgezeichnetes System, das geschlossene System hingegen zeigt sadomasochistische Muster, omnipotente Überzeugungen, feindselige und schmerzvolle aggressive und selbstdestruktive Verhaltensformen. Anhand des Fallbeispiels wird die Therapiegeschichte nachgezeichnet und das vorgeschlagene Entwicklungsmodell diskutiert. Ziel der Behandlung ist es, mit dem Patienten einen Weg aus den Mechanismen des geschlossenen Systems heraus zu finden und mehr und mehr Mechanismen des offenen Systems zur Entfaltung zu bringen.

Eva Rass beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der Entwicklung in der Kindheit und hierbei in besonderer Weise mit dem Einfluss von Wahrnehmungsstörungen. In ihrem Beitrag über die Wahrnehmungswelt des Kindes skizziert sie umfassend die unterschiedlichen Wahrnehmungswelten des Kindes und zeigt auf, wie visuelle, auditive oder andere Wahrnehmungsprobleme die Entwicklung beeinträchtigen können. Störungen der Wahrnehmungsorganisation fanden bislang zu wenig Aufmerksamkeit in psychotherapeutischen Behandlungen. In therapeutischen Strategien darf die Berücksichtigung von Wahrnehmungsproblemen von Kindern nicht zu kurz kommen. Eine Modifikation der Behandlungstechnik ist umso wichtiger, je schwerer die Wahrnehmungsstörungen des Kindes sind. So können Retraumatisierungen in Psychotherapien vermieden werden.

Mit ihrer berührenden Falldarstellung weist *Ellen Lang-Langer* auf das Leid der Kinder hin, die die seelischen Verletzungen ihrer Eltern in sich aufnehmen und so versuchen, die Familie vor dem Schmerz schützen. Fassadär erscheinen die Kinder unbeschwert, hinter dieser abwehrbestimmten scheinbar perfekten Latenzentwicklung wird jedoch die Überforderung riesig und löst tiefste Ängste aus, mit denen das Kind allein bleibt. Die Autorin zeigt, dass es nicht darauf ankommt, zu reparieren oder etwas wieder gutzumachen, sondern dass das mit den quälenden Gefühlen alleingelassene Kind den Zugang zu sich findet, wozu in der Latenz auch das Zulassen einer »leisen Melancholie« der Kinder gehört, die von den ödipalen Kämpfen erschöpft sind.

Elke Fietzek bettet ihre ausführlichen Falldiskussionen in theoretische Überlegungen zum Spiel in der Kindertherapie und einen Abriss über die entwicklungspsychologisch relevanten Aspekte der Latenz ein. »Wie kann [...] Spiel als Diagnose und heilsame therapeutische Intervention eingesetzt werden?« – diese Frage wird eindrucksvoll an zwei Beschreibungen des Behandlungsverlaufs beantwortet. Wir werden ins Therapiezimmer mitgenommen und erleben, wie Verunsicherung, Ängste, Befürchtungen auch für die Therapeutin selbst erfahrbar werden. Das ernste Interesse an der Wertschätzung der Individualität der Patienten und die therapeutische Fähigkeit zum contain-

ment können in den verwirrten, haltlosen Kindern ein sicheres Gefühl von sich selbst und ihren besonderen Fähigkeiten wachsen lassen.

Inwiefern kulturelle Bedingungen entwicklungspsychologische Theorien mitbestimmen, wird in der Literatur immer wieder diskutiert. So stellt sich auch die Frage, inwieweit die Entwicklung der Kinder in der Latenz von kulturellen Einflüssen geprägt wird.

Maria Leticia Castrechini Franieck und *Michael Günter* wenden sich in ihrem Beitrag über die Transmission kultureller Ideale in der Latenz der Frage zu, inwieweit kulturelle Einflüsse in der Latenz Wirkung entfalten. Sie stellen Ergebnisse einer empirischen Studie vor, in der kulturelle Einflüsse auf die Entwicklung der Latenzkinder untersucht wurden. Dazu wurden Familien in Brasilien und in Deutschland untersucht, miteinander verglichen und Gemeinsamkeiten und Unterschiede hinsichtlich der Entwicklung der Kinder in der Latenz herausgearbeitet.

Die Bindungstheorie hat in unterschiedlichster Weise das Verständnis von kindlicher Entwicklung verändert und hat dazu geführt, dass behandlungstechnische Strategien zunehmend von der Bindungstheorie beeinflusst werden. So hat auch der Begriff der Bindungsstörung Eingang in die Psychopathologie der Kindheit gefunden. *Fernanda Pedrina* und *Maria Mögel* setzen sich in ihrem Beitrag kritisch mit der Klassifikation der Bindungsstörung auseinander und geben einen Überblick über den aktuellen Stand der Forschung, wie sich Bindung und Bindungsstörung in der Latenz entwickeln. Anhand von zwei eindrücklichen Fallbeispielen werden die theoretischen Überlegungen anschaulich untermauert.

Mit dem Übergang in das Latenzalter sind Kinder aufgrund stabilerer Ich-Struktur, aufgrund der Fortschritte in ihrer narzisstischen Entwicklung und aufgrund stabilerer Triangulierungsfähigkeit mehr und mehr in der Lage, sich in Gruppen zu bewegen und von Gruppenprozessen, wie es auch der Schulbesuch darstellt, zu profitieren. So ist es eigentlich verwunderlich, dass die Gruppenpsychotherapie von Kindern bislang nur wenig Anwendung und Verbreitung gefunden hat. *Ursula Wienberg* und *Matthias Wenck* beschreiben in ihrem Beitrag Gruppenpsychotherapie mit Kindern und Jugendlichen als potentiellen Raum für die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben, in der auch schwierige, verhaltensgestörte und unberechenbare aggressive Kinder im Gruppensetting gehalten werden können und ihnen damit ein Entwicklungsraum zur Verfügung gestellt werden kann. Sie gewähren einen lebendigen Einblick in gruppentherapeutische Prozesse.

Einen vergleichenden Blick auf die Kinder- und Erwachsenenanalyse wirft *Yechezkiel Cohen* im abschließenden Beitrag, zunächst theoretisch, dann anhand von Fallvignetten. Er sieht die Prinzipien der analytischen Behandlung sowohl im verbalen Dialog des Therapeuten mit seinen erwachsenen als auch

im Spiel mit seinen kindlichen Patienten gegeben, vor allem, wenn es um das für Y. Cohen grundlegende Wirkungsprinzip in der analytischen Behandlung geht: die Beziehung TherapeutIn – PatientIn, innerhalb der diese sich angenommen und anerkannt erleben können. Cohen ermutigt uns, in unseren Begegnungen mit den Patientinnen und Patienten auf die »Sprache des Unbewussten« zu hören und sie sprechen zu lernen.

Catharina Salamander und Manfred Endres

Sieglinde Eva Tömmel

Psychoanalyse des Latenzalters: Geschichte und Gegenwart

Vorbemerkung

Das sogenannte Latenzalter – der Abschnitt des kindlichen Lebensalters zwischen etwa sechs/sieben bis etwa zehn/elf Jahren – lässt sich unter manchen Aspekten als Stiefkind der Allgemeinen psychoanalytischen Theorie ebenso wie der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie beschreiben. Der Begriff *Latenz* stammt ursprünglich aus dem Lateinischen *latere* und bedeutet *verborgen sein*. Gemeint ist oft auch: *die im Gegebenen schlummernden Möglichkeiten* – vielleicht ein gut gewählter Ausdruck für das zukünftig sich Zeigende. Freud verwendete die wissenschaftlich schon veränderte Bezeichnung für die Phase zwischen der Beendigung des Ödipuskomplexes und dem Beginn der Pubertät im Sinne von *Verzögerungszeit zwischen zwei wichtigen Abschnitten der Entwicklung*. Bereits der Begriff zeigt, dass diesem Abschnitt kindlicher Entwicklung traditionell wenig Eigenleben zugemessen wurde. Auch nach Freud wurde und wird Latenz meist als Pause zwischen zwei psychosexuell dramatischen Entwicklungsphasen beschrieben. Zählt man die Buchseiten, die in repräsentativen entwicklungspsychologischen Arbeiten (z. B. Mertens, 1994; Tyson/Tyson, 2009) dem Abschnitt der Latenz gewidmet sind, findet man durchgängig eine wesentlich geringere Seitenzahl als Seiten über den ödipalen Konflikt oder die Adoleszenz. Das ist umso bemerkenswerter, als zahlreiche Kinder in diesem Alter von ihren Eltern zur Therapie gebracht werden: »Es erstaunt, dass die Jahre der Latenz [...] nicht die ausführliche theoretische Würdigung erfahren haben wie die vorausgehenden Entwicklungsabschnitte oder das nachfolgende Jugendalter«, schreibt auch Kapfhammer (1995: 191). In letzter Zeit besteht jedoch zunehmend Übereinkunft bezüglich der Vernachlässigung dieses Zeitabschnitts ebenso wie in Versuchen, dieses Versäumnis nachzuholen.

Ist die Ursache für die traditionell verbreitete Vernachlässigung des kindlichen Lebensabschnitts der Latenz in der Dramatik der psychosexuellen Vorgeschichte des Kindes zu suchen, insbesondere in der Phase des zuvor durchlaufenen ödipalen Konflikts, dessen eventuell problematische Auswirkungen sich erst nach einer Weile zeigen? Ist das psychoanalytische theoretische Interesse auf den psychosexuell interessanteren Abschnitt des »Vorher« und

»Nachher«, zuvor der frühkindlichen Entwicklung bis zum Schulalter und danach jener der Pubertät und der Adoleszenz, welche in ihrer Dramatik die vermeintlich einfachere Phase der Latenz ablösen, fokussiert? Oder ist »die Welt der unbelebten Objekte« (Piaget, 1979), auf die das Latenzkind sein Interesse nach der aufregenden psychosexuellen Entwicklung nun richtet (nicht zufällig begleitet vom Schuleintritt), für Psychoanalytiker eher uninteressant?

Schon eingangs verdient ein theoretisches Problem Aufmerksamkeit: Wurde wissenschaftshistorisch und wissenschaftstheoretisch das psychoanalytische Konzept der »Sublimierung« so weit ausgedehnt, dass es nicht forschungsrelevant war, was eigentlich das Kind in der (relativen) Ruhephase der Latenz meint, denkt, fühlt und erlebt, *ohne die Veränderungen auf den wenn auch fortgeschrittenen Abwehrmechanismus der Sublimierung zurückzuführen*? Mit einfacheren Worten: Verdankt sich die neue Sprachkompetenz und die zunehmende Symbolisierungsfähigkeit im Wesentlichen der Abwehr gegen das Triebgeschehen? Oder verdankt es sich nicht vielmehr einem eigenen, sich nun mächtig entfaltenden Entwicklungsstrang? Das Latenzkind denkt, fühlt, schreibt, malt, erzählt und redet, redet, redet. Nicht zufällig sind erfahrene Therapeuten von dem (durchschnittlich vorgefundenen) Erzähl- und Darstellungsdrang, von Mal-, Schreib- und der kreativen Verschränkung phantasiegeleiteter und kognitiver Talente der Latenzkinder begeistert. Zwar trifft zu, was Müller-Pozzi (2002) mahnend anmerkt: dass die Psychoanalyse nicht beanspruchen sollte, eine allgemeine Entwicklungspsychologie zu sein. Aber ist die neue Entwicklung, wie bei Freud und zahlreichen Nachfolgern, vor allem anderen auf die Wirkung eines die Sexualität (im Freud'schen Sinne) zurückdrängenden Abwehrmechanismus zurückzuführen?

Wenn die Triebentwicklung in den Vordergrund des Interesses rückt, wie es in der klassischen Psychoanalyse der Fall ist, dann imponiert die Latenz als eine relative Ruhezeit, in der sich nicht viel tut, was einer Frage wert wäre – selbst dann, wenn inzwischen längst widerlegt ist, dass das Latenzalter ein »sexualitätsarmer« Abschnitt der Entwicklung ist. Wird aber die Latenzphase als Ruhephase gesehen, in der das Kind nach den Stürmen des ödipalen Konflikts die Welt der unbelebten Objekte erobert, keineswegs nur als Ergebnis von »Sublimierung«, sondern als beschleunigte Entwicklung der »verselbständigten Neugier- und Explorationsaktivität« (Holzkamp-Osterkamp, 1976), die sich aufgrund rasant fortschreitender Hirnentwicklung und Eroberung der Umwelt Bahn bricht, dann sieht die Sache – auch unter psychoanalytischem Aspekt – anders aus. U. a. ist die Latenz der Abschnitt der Bildung von *Kindertheorien*, nicht mehr nur von *Kinderphantasien*, möglich geworden durch die enorme Zunahme der kognitiven Entwicklung (Piaget, 1979) sowie der Sprachkompetenz und der Symbolisierungsfähigkeit (Hamburger, 1994).

Im Folgenden sollen, wissenschaftshistorischen Pfaden folgend,

1. kurz die klassische Position Sigmund Freuds dargestellt,
2. Entwicklungen der Latenztheorie nach Freud diskutiert,
3. ausgewählte psychoanalytische Erörterungen zur Latenz nach ihrer *inhaltlichen* Bestimmung zur Diskussion gestellt werden.

Fallbeispiele aus der eigenen Praxis illustrieren die theoretischen Ausführungen.

Freuds Bestimmung des Latenzalters

Bekanntlich erntete Freud mit seinem großen theoretischen Wurf im Jahr 1905 »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« nicht nur Zustimmung, sondern auch massive Kritik. Die Kritik kam nicht nur von jenen, die die Existenz frühkindlicher Sexualität generell ablehnten, sondern zum Teil auch von seinen Anhängern, denen die Erklärung von Perversionen Erwachsener aus der Ableitung frühkindlich »polymorph perverser Sexualität« fragwürdig schien. Allein der Aufbau der Arbeit war für viele Leser irritierend: Der Aufsatz beginnt mit dem Abschnitt über *die sexuellen Abirrungen*, d. h. mit den Perversionen, die er als Fixierung ursprünglich frühkindlich gegebener, da aber als »normal« zu bezeichnender, undifferenzierter, polymorph infantiler Säuglingseigenschaften einordnete. Zu seiner Verteidigung schrieb Freud in seinem Vorwort zur vierten Auflage: »Verstünden es die Menschen, aus der direkten Beobachtung der Kinder zu lernen, so hätten diese drei Abhandlungen überhaupt ungeschrieben bleiben können.« (Freud, 1905: 32) Dass die direkte Beobachtung von Babys und Kleinkindern Jahrzehnte später eine der wichtigsten Säulen psychoanalytischer empirischer Forschung und Entwicklungspsychologie werden würde, konnte Freud zu dieser Zeit nicht hoffen und nicht wissen. Nach der ausführlichen Darstellung und Erörterung der Perversionen widmet sich Freud der Darstellung der *infantilen Sexualität*, deren Fixierung seiner Auffassung nach als manifeste Perversion im Erwachsenenalter wiederkehren kann. Im größeren Rahmen der Entwicklung infantiler Sexualität verortet Freud die Latenzperiode als Phase zwischen dem Untergang des Ödipuskomplexes und der Pubertät. Mit dem dritten Abschnitt über die *Umgestaltungen in der Pubertät* endet der Aufsatz. Was heute ebenso selbstverständlich wie wissenschaftlich genial anmutet, erschien damals seinen Kritikern als abwegig. Freud schrieb dazu:

Es ist bemerkenswert, daß die Autoren, welche sich mit der Erklärung der Eigenschaften und Reaktionen des erwachsenen Individuums beschäftigen, jener

Vorzeit, welche durch die Lebenszeit der Ahnen gegeben ist, so viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt, also der Erbllichkeit so viel mehr Einfluß zugesprochen haben, als der anderen Vorzeit, welche bereits in die individuelle Existenz der Person fällt, der Kindheit nämlich. Man sollte doch meinen, der Einfluß dieser Lebensperiode wäre leichter zu verstehen, und hätte ein Anrecht, vor dem der Erbllichkeit berücksichtigt zu werden. (Freud, 1905: 73)

Schon das Neugeborene, so Freud gegen alle anderen Autoren der Zeit (siehe Fußnote Freud 1905: 78), zeige »Keime« sexueller Regungen, die sich eine Zeitlang weiter entwickelten, dann aber unterbrochen und unterdrückt würden, um nach einiger Zeit wiederum in »regelrechte Vorstöße der Sexualität« zu kulminieren. »Es scheint aber, dass das Sexualleben der Kinder sich zumeist um das dritte oder vierte Lebensjahr in einer der Beobachtung zugänglichen Form zum Ausdruck bringt« (Freud, 1905: 77). Anschließend beginne die Latenz, in der sich entweder total oder partiell alle seelischen Mächte, die später dem Sexualtrieb als Hemmnisse entgentreten, aufbauten und entwickelten: So »der Ekel, das Schamgefühl, die ästhetischen und moralischen Idealanforderungen« (ebd.: 78). Dies sei keineswegs ein Werk der Erziehung, wie oft vermutet, sondern eine »organisch bedingte, hereditär fixierte« Entwicklung und könne sich gelegentlich ganz ohne Mithilfe der Erziehung herstellen (ebd.). Die Triebentwicklung werde durch den Aufbau »mächtiger Abwehrmechanismen« durchbrochen. Dies könne Sinn machen, weil die

sexuellen Regungen der Kinderjahre einerseits unverwendbar wären, da die Fortpflanzungsfunktionen aufgeschoben sind, was den Hauptcharakter der Latenzperiode ausmacht. Andererseits wären sie an sich pervers, das heißt von erogenen Zonen ausgehend und von Trieben getragen, welche bei der Entwicklungsrichtung des Individuums nur Unlustempfindungen hervorrufen könnten. Sie rufen daher seelische Gegenkräfte (Reaktionsregungen) wach, die zur wirksamen Unterdrückung solcher Unlust die erwähnten Dämme: Ekel, Scham und Moral, aufbauen. (Freud, 1905: 79)

Entscheidend ebenso wie bisher vielleicht zu einseitig beachtet für das Verständnis der an dieser Stelle vorsichtigen Freud'schen Denkweise zur Bedeutung der Latenz scheint mir aber die Bemerkung:

Die Kulturhistoriker scheinen einig in der Annahme, daß durch [...] Ablenkung sexueller Triebkräfte von sexuellen Zielen und Hinlenkung auf neue Ziele, ein Prozeß, der den Namen *S u b l i m i e r u n g* verdient, mächtige Komponenten für alle kulturellen Leistungen gewonnen werden. Wir würden also hinzufügen, dass der nämliche Prozeß in der Entwicklung des einzelnen Individuums spielt und seinen Beginn in die sexuelle Latenzperiode verlegen. (Freud, 1905: 79)

Unabhängig davon, wen Freud hier mit »einigen Kulturhistorikern«, die er nicht beim Namen nennt, gemeint hat, imponiert sein Denkansatz als sehr viel weiter gespannt und vielschichtiger als manche der Beschreibungen des

Latenzalters nach Freud. Er nimmt hier Inhalte seiner viel später entstandenen *kulturtheoretischen* Schriften vorweg: Denn wenn der Abschnitt der Latenz nichts weniger enthält als den »Beginn des Kulturmenschen«, dann ist er zwar eine »Pause«, ein Übergang, ein Abschnitt zwischen zwei dramatischen Episoden psychosexueller kindlicher Entwicklung, aber er ist noch viel mehr: Die Phase der Latenz wäre dann die erste psychosoziale Grundlegung des Menschen als Kulturwesen, bei Freud allerdings über den Abwehrmechanismus der Sublimierung befördert.

Im vorliegenden Zusammenhang werden Begriff, Bedeutung und die fast absolute Geltung sowie die inhaltliche Aussagekraft von Sublimierung, die ihr im Rahmen der Psychoanalyse seit nunmehr über hundert Jahren geradezu zweifelsfrei zugebilligt wird, nicht geteilt. Dennoch verdient eine genauere Betrachtung des Ergebnisses des Sublimierungsprozesses eine ausführlichere Würdigung. Vorsichtig arbeitet Freud »die hypothetische Natur und die mangelhafte Klarheit unserer Einsichten in die Vorgänge der kindlichen Latenz- oder Aufschubperiode« sowie die irritierende Tatsache, dass sehr häufig und in zahlreichen Fällen »Durchbrüche von Sexualäußerungen« während der Latenzperiode erhalten bleiben, die sich offenbar der Sublimierung entzogen haben, heraus. Insofern ist die Bemerkung Müller-Pozzis auch unberechtigt, er wundere sich, dass Freud nicht bemerkt habe, dass auch Latenzkinder sexuelle Gefühle hätten: »Man begreift heute nur schwer, wie ein Vater von sechs Kindern zu dieser Einschätzung kommen konnte« (Müller-Pozzi, 2002: 200). Aber das ist nicht der Punkt, um den es hier geht: Freud hat Kultur durchgängig, auch in seinen kulturtheoretischen Schriften, als Leistungen betrachtet, die sich der Sublimierung verdanken, also nicht als eigenständig entstandene, gesellschaftlich relevante, objektiv und subjektiv vorhandene Chance zu ausgedehnten Veränderungen zum Nutzen der Menschheit. Ein Kind findet Kultur immer schon vor, gleich welcher speziellen Kultur es angehört. Allerdings hat Freud sowohl sein Unverständnis bezüglich der Herkunft und der Bedeutung der Latenz, selbst wenn diese unter psychosexuellem Aspekt nur eine relative ist, deutlich zum Ausdruck gebracht. Ebenso entschieden hat er den kulturtheoretischen Ansatz des Latenzverständnisses, den er hypothetisch formuliert, nicht weitergeführt. Das ist sozusagen die »Erbsünde« der Latenztheorien, welcher möglicherweise die Vernachlässigung des Entwicklungsabschnitts ihr Dasein verdankt Erst in Winnicotts Beobachtungen von Kindern und den daraus resultierenden theoretischen Überlegungen findet sich ein Ansatz, der diese Lücke zu schließen geeignet scheint:

Freud hat den Erlebnissen der kulturellen Sphäre in seiner Topographie der Psyche keinen Platz zugewiesen. Er hat die innere psychische Realität neu bewertet, und hieraus ergab sich eine Neubewertung für Dinge, die für uns der Außenwelt angehören. Freud benutzte den Begriff »Sublimierung«, um einen

Bereich hervorzuheben, in dem kulturelles Erleben Bedeutung hat. Er ist aber wohl nicht so weit gekommen, uns zu sagen, wo kulturelle Erfahrungen im Bereich der Psyche nun eigentlich lokalisiert sind. (Winnicott, 1984: 11)

Dazu später mehr. Winnicotts Ansatz erlaubt es, die Lokalisierung der kulturellen Erfahrung in der Psyche des Latenzkindes besser zu verstehen. Zusammen mit Edith Jacobsons Konzept von Identifizierungs- und Identitätsbildungsprozessen wird vielleicht deutlicher, was mit Freuds Nebenbemerkung zur der Geburt des Menschen als Kulturwesen in der Latenz gemeint sein könnte.

Halten wir fest: Freud hatte bereits in seinen »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« (1905), allerdings mehr implizit als explizit, darauf hingewiesen, dass die Phase der Latenz im Rahmen der kindlichen Entwicklung *den Beginn des Menschen als Kulturwesen* darstelle. Als Begründung hierfür nannte Freud die zweizeitige Entwicklung der menschlichen Sexualentwicklung, die nicht kultur-, sondern »hereditär« bedingt sei; als mächtige Gegenspieler der ödipalen Sexualität, die durch die Latenz unterbrochen wird, wurde die Errichtung der Abwehrmechanismen der *Sublimierung* und *Reaktionsbildung sowie der Verwandlung ins Gegenteil* von ödipaler Liebe und Leidenschaft in Scham und Ekel, von Vorformen des Über-Ichs in moralische und ästhetisch soziale Höchststandards genannt. Freud geht so weit, dass er eine »außergewöhnlich starke« sexuelle Konstitution für besonders große künstlerische oder intellektuelle Leistungen eines Individuums verantwortlich macht,

bei welchem den überstarken Erregungen aus einzelnen Sexualitätsquellen Abfluß und Verwendung auf andere Gebiete eröffnet wird, so dass eine nicht unerhebliche Steigerung der psychischen Leistungsfähigkeit aus der an sich gefährlichen Veranlagung resultiert. Eine der Quellen der Kunstbetätigung ist hier zu finden und, je nachdem solche Sublimierung eine vollständige oder unvollständige ist, wird die Charakteranalyse hochbegabter, insbesondere künstlerisch veranlagter Personen jedes Mengungsverhältnis zwischen Leistungsfähigkeit, Perversion und Neurose ergeben. (Freud, 1905: 140)

Diesen Standpunkt hat Freud nie revidiert, wenn er auch meinte, dass die künstlerische Begabung als solche psychoanalytisch nicht erklärt werden könne.

Die Besonderheit der zweizeitigen Sexualentwicklung beim Menschen bringt also das Wunder der Kultur hervor. Man kann nun überlegen, warum der Konnex zwischen Kulturentwicklung und individuell psychischer Sexualentwicklung weder von Freud selbst ausgearbeitet wurde noch in den auf Freud folgenden Darstellungen zur Latenz in der psychoanalytischen Diskussion eine Rolle spielte. Allenfalls wurde er implizit mitgedacht, aber nicht näher ausgeführt. Eine wichtige Ursache dafür dürfte sein, dass zahlreiche psychoanalytische Entwicklungspsychologen nur geringes Interesse an den kulturtheoretischen Schriften Freuds haben. Tatsache ist, dass in der Folge

psychoanalytische Darstellungen der Latenz, die den unmittelbaren »Pausencharakter« innerhalb der zweizeitigen menschlichen Sexualentwicklung theoretisch überschreiten, selten sind, eher rudimentären Charakter haben und im Vergleich zu den prall gefüllten Ausführungen prä- und postlatenter Untersuchungen der kindlichen Entwicklung eher theoretisch mager sind.

Latenz nach Freud

Im Folgenden werden einige wenige ausgewählte Beiträge zum Verständnis der Latenzperiode dargestellt.

Anna Freud: Einfühlsame psychoanalytische und pädagogische Anleitungen

Anna Freud beschreibt in ihren Arbeiten das Latenzkind betreffend (1922–1936/1980) besonders einfühlsam den bis dahin erreichten Stand der psychosexuellen Entwicklung: Das Kind habe in der Beziehung zu seinem Vater »Gefühle wie Respekt und Bewunderung« kennengelernt, es habe eine komplizierte Triebentwicklung durchlaufen und erfahren »wie schwer es ist, sich einem Stück der eigenen Person feindlich gegenüberstellen zu müssen«. Es sei kein unbeschriebenes Blatt mehr:

Das Schulkind [...] ist darauf vorbereitet, dass es hier nur eines unter vielen ist und nicht von vornherein auf eine Vorzugsstellung rechnen kann. Es hat ein Stück sozialer Einfügung gelernt. Statt wie früher ständig auf die Suche nach Befriedigungen auszugehen, ist es bereit, zu leisten, was von ihm verlangt wird [...]. Sein Interesse, alles zu sehen und die intimen Geheimnisse seiner Umgebung aufzuspüren, hat sich in Wissbegierde und Lernlust umgewandelt. Anstelle der Enthüllungen und Aufklärungen, die es früher ersehnt hat, ist es willig, jetzt die Kenntnis von Buchstaben und Zahlen in sich aufzunehmen. (A. Freud, 1980: 115)

Auch für Anna Freud ist die Latenzperiode »eine ruhige Zeit« (ebd.: 119), erst in der Pubertät flammten alle die Konflikte auf, die in der Kleinkinderzeit virulent waren.

Edith Jacobson: Identifizierung und Identität

Edith Jacobson hat mit der Akzentuierung der kindlichen Entwicklung auf Identifizierungsprozesse und die hiervon abhängige Entwicklung der Identität vom frühesten Alter an wichtige Bausteine zum Verständnis des Latenzalters beigetragen (Jacobson, 1964/1978). Ihr gelingt es aufzuzeigen, dass im Falle normaler Entwicklung bereits früheste Identifikationen mit Vater und Mutter stattfinden, die – sehr langsam – mit der Zeit zu klarer Identität führen. Kri-

tisch gegenüber den großrahmigen Ausführungen Eriksons zur Identitätsbildung (Erikson, 1950) kann sie in kleinen und kleinsten Schritten aufzeigen, wie aus frühkindlichen Liebesbesetzungen getrennte Selbst- und Objektpräsenzen entstehen, sich die Bildung des Über-Ichs vollzieht und schließlich in der späten Adoleszenz zu reifer und (vorläufig) abgeschlossener Identität entwickelt. Dass heute die Identitätsbildung des menschlichen Individuums als »work in progress« aufgefasst wird und eher als Patchworkidentität beschrieben werden sollte (Keupp, 2002), ist nicht von der Hand zu weisen und bedarf weiterer sozialpsychologischer Forschung. Weil Jacobson sich streng jeder inhaltlichen Bestimmung von Identifikationsprozessen enthält, liefert sie für das Verständnis der kindlichen Latenz einen fast »zeitlosen« Beitrag: Ihre klinisch und theoretisch genaue Untersuchung und Beschreibung der Identifizierungsprozesse des Kindes, deren verschlungene Bewegungen und komplexe libidinöse Besetzungen ebenso wie deren Abzug bleiben eine nicht zuletzt für die psychotherapeutische Praxis wertvolle Anleitung. Erst die oft widersprüchliche und zuweilen auch rückläufige Entwicklung der Besetzungen primärer Liebesobjekte lassen den Charakter eines Kindes verständlich werden. Unabhängig von den je aktuellen Inhalten und Moden der historisch und gesellschaftlich gegebenen Zeit bleibt die präzise Darstellung Jacobsons als formale Bestimmung gültig. In ihren Ausführungen finden wir die möglicherweise überzeugendsten Argumente für die Prozesse, die Latenzkinder nach normaler Kleinkindentwicklung in Richtung Identifikationsprozesse und Entwicklung von Identität durchlaufen. Obgleich in vieler Hinsicht klassische Triebtheoretikerin ist es ihr gelungen, auch objekttheoretisch ein neues Konzept von Identitätsbildung über Identifizierungsprozesse schon in frühester Kindheit zu entwickeln. Damit kann sie manche Mehrdeutigkeiten in den Ausführungen Freuds überwinden. Im Folgenden sollen die wichtigsten Schritte ihrer Argumentation ausführlicher nachvollzogen werden.

Unter *Identitätsbildung* allgemein versteht sie jenen Prozess, »in dem sich die Fähigkeit bildet, die gesamte psychische Organisation – trotz ihrer wachsenden Strukturierung, Differenzierung und Komplexität – als eine hochindividualisierte, aber kohärente Einheit zu erhalten, die auf jeder Stufe der menschlichen Entwicklung Gerichtetheit und Kontinuität besitzt. Normale Identitätsbildung hängt ohne Zweifel von der Effektivität der synthetisierenden, organisierenden Ichfunktion ab« (Jacobson, 1978: 38).

Dennoch spielten die Organisationsprozesse aller Strukturbildungen eine Rolle, einschließlich derer des Über-Ichs:

Darüberhinaus scheint normale Identitätsbildung auf der Fähigkeit der psychischen Organisation zu beruhen, eine optimale sekundäre Autonomie von Ich und Überich in ihrem Umgang mit der Realität und den Trieben, mit intersystemischen Konflikten und mit Spannungen innerhalb aller Systeme zu entwickeln

und als Erwerbung festzuhalten. Der objektive Prozeß der normalen Identitätsbildung findet auf jeder Entwicklungsstufe seinen Widerhall im normalen subjektiven Identitätsgefühl. (Jacobson, 1978: 38)

Weil das Konzept der Identitätsbildung die »Selbstrealisierung des Individuums« meine, vor allem auf dessen »Wahrnehmung seiner Möglichkeiten und seiner Rolle in der Gesellschaft« bezogen ist, werde das Augenmerk der meisten psychoanalytischen Autoren auf Identität einerseits und Ich- und Über-Ich-Identifizierungen andererseits sowie deren Schicksale *in und nach der Adoleszenz* gerichtet. Mit Lichtenstein betrachtet Jacobson jedoch die symbiotische Mutter-Kind-Beziehung als den Beginn der menschlichen Identitätsbildung (1978: 41). Auch wenn die Prozesse der Individuation und Separation für den Prozess der Identitätsbildung unabdingbar notwendig sind, so gilt doch, dass die Identitätsbildung schon auf den frühesten und allerfrühesten Identifikationsprozessen beruht:

[...] es ist bereits deutlich geworden, daß die Identitätsbildung in jeder Phase die komplizierte Triebentwicklung und langsame Ichreifung des Menschen widerspiegeln muß, seine schwierige Überichbildung und die verwickelten Schicksale jener Objektbeziehungen und Identifizierungen mit seiner Familie und seinem sozialen Milieu, auf die sich sein individuelles, persönliches, kulturelles, soziales Leben als Erwachsener in und mit seiner Umgebung gründet. (Jacobson, 1978: 43)

Edith Jacobson kann als radikale psychoanalytische Entwicklungstheoretikerin bezeichnet werden: Es gibt keine späteren Ergebnisse, deren Spuren nicht in der früheren und frühesten Entwicklung auffindbar wären. Das macht die entwicklungspsychologische Rekonstruktion von Lebensläufen einschließlich der Entstehung von neurotischen Prozessen innerhalb einzelner oder mehrerer Entwicklungsstränge sowohl plausibler als auch leichter nachvollziehbar, ist also von enormer klinischer Relevanz.

In dieser Sichtweise erreichen Latenzkinder genau jenen Stand der Identitätsentwicklung, der auf den ihnen gegebenen frühen Chancen und auf den Möglichkeiten frühester Identifikationsprozesse mit ihren relevanten Bezugspersonen beruht. Über Freuds Ausführungen zur oralen Phase hinaus betont Jacobson, hier in in völliger Übereinstimmung mit der modernen psychoanalytischen Entwicklungspsychologie, dass das Erleben des Säuglings natürlich nicht nur auf »orale Erotik« beschränkt sei, sondern »eine große Vielfalt stimulierender, befriedigender und frustrierender Erlebnisse [umfaßt], auf die das Kind mit psychobiologisch vorgeformten (Trieb-) Reaktionen wie Saugen, Lächeln, Schreien, Klammern, und – später – Nachlaufen reagiert, wie Bowlby so betont« (Jacobson, 1978: 44; vgl. auch Mertens, 1994; Kapfhammer, 1994; Tyson/Tyson, 2009).

Lange bevor der Säugling die Mutter als Person und sich selbst als Getrenntes wahrnehmen kann, werden »Engramme von Erlebnissen« gespeichert, die die Antwort des Säuglings auf die mütterliche Seins- und Handlungsweise darstellen. All dies wird im »gesamten seelischen und körperlichen Selbst« gespeichert (vgl. auch Bauer, 2012):

Wenn eine Mutter ihren Säugling auf den Bauch legt, ihn aus dem Bettchen nimmt, ihn wickelt, ihn auf den Arm oder auf den Schoß nimmt, ihn schaukelt, streichelt, küsst und füttert, ihn anlächelt und mit ihm spricht und singt, bietet sie ihm ja nicht nur alle Arten libidinöser Befriedigung, sondern stimuliert und fordert zugleich das Sitzen, Stehen, Krabbeln, Sprechen und Gehen usw. des Kindes, d. h. die Entwicklung zweckgerichteter Ichaktivität. (Jacobson, 1978: 47f.)

Bei Freud heißt es: »Uranfänglich in der primitiven oralen Phase des Individuums sind Objektbesetzung und Identifizierung [...] nicht voneinander zu unterscheiden« (Freud, 1920: 257). Aus einfachen Identifizierungen entwickeln sich langsam Ich- und Über-Ich-Identifizierungen – jeweils angereichert mit den tagtäglichen Erlebnissen mütterlichen Handelns und Seins. Somit sind die frühesten Wunschphantasien von Verschmelzung und Einssein mit der Mutter das »Fundament, auf dem alle Objektbeziehungen wie auch alle zukünftigen Arten von Identifizierungen aufgebaut werden«. Neues kommt hinzu: der Vater, die Geschwister, die Personen, die um das Kind herum leben. Je näher und vielfältiger der Kontakt, desto stärker Bindung und Identifizierung.

So wird also das Verlangen des hungrigen Säuglings nach Nahrung, nach libidinösen Befriedigungen und nach körperlichem Verschmelzen mit der Mutter sowohl zum Vorläufer zukünftiger Objektbeziehungen wie zum Ursprung des ersten, primitiven Typus von Identifizierung, einer Identifizierung, die durch Verschmelzung von Selbst- und Objektimages zustande kommt. Diese Verschmelzung von Selbst- und Objektimages geht gewöhnlich mit einer vorübergehenden Schwächung der Wahrnehmungsfunktionen und infolgedessen mit einer Rückkehr von der Ebene der beginnenden Ichentwicklung zu einem früheren, weniger differenzierten Zustand einher.

Dieser Typus von Identifizierung herrscht im Seelenleben des Kleinkinds die ganze präödicale und frühe ödicale Phase hindurch vor – und [...] sogar noch später. (Jacobson, 1978: 51)

Bekanntlich wird die Modalität dieses Erlebens nicht zuletzt in späteren Erlebnissen sexueller Vereinigung wirksam.

In der Latenz gibt

[d]er Einfluß des Systems Überich und damit der »Moral«, die es repräsentiert, auf die Entstehung gefestigter Abwehrmechanismen und sublimierter Aktivitäten und die gleichzeitig stattfindende Entwicklung realistischer Ziele [...] den Identifizierungsprozessen [...] eine sehr spezifische Orientierung und Richtung. In Verbindung mit der weiteren Reifung des Ichs und der Objektbeziehungen

führen diese Prozesse zu einer enormen Erweiterung des Spektrums des persönlichen und sozialen Engagements und der Ich-Interessen. (Jacobson, 1978: 148)

Das Kind erlebt sein Selbst als ein festgefügtes und kohärentes, mit sich selbst identisches Wesen. Feste Vorstellungen vom Alter, von der Zukunft und den Zukunftszielen – freilich noch sehr kindlichen: »ich werde Eisenbahner, Pilot, Tänzerin, Star, etc.« – erleichtern dies. Das Kind entwickelt Zugehörigkeitsgefühle zu Gruppen von Gleichaltrigen und Gruppen gleichen Geschlechts – dies alles wirkt weiter identitätsfestigend. Damit werden gleichzeitig Gruppennormen akzeptiert. Zum Abschluss kommen diese identitätsbildenden Prozesse erst in der Adoleszenz, sie beginnen aber im Latenzalter. Im Falle einer »verwirrenden emotionalen und erzieherischen häuslichen Atmosphäre« kann das Latenzkind unter Umständen sehr plötzlich auf die schmerzhaften Gegensätze zwischen der Welt der Schule und der Welt zu Hause aufmerksam werden und sehr darunter leiden. Auch auftauchende Scham- und Schuldgefühle aufgrund eines niedrigen finanziellen und sozialen Status der Familie oder anderer »sichtbarer« Abweichungen von der Norm gehören in diesen Zusammenhang (Jacobson, 1978: 156). Im Falle »von Unreife der psychischen Systeme oder einer Fragilität ihrer Struktur« können diese

Ursachen von schwerwiegenden regressiven Prozessen, gefährliche[n] Einbrüchen infantiler narzisstischer und triebhafter Ziele in die Codes des Überichs und die Ich-Ziele auftreten. Sie können eine Desintegration der Objektbeziehungen und Identifizierungen und von daher auch der Ich- und Überich-Funktionen zustande bringen, die zur Erfahrung von Objektverlust und »Verlust des Selbst« und möglicherweise zu psychotischen Erscheinungen führt [...]. (Jacobson, 1978: 167)

Jean Piaget: kognitive Entwicklung

Piaget, der mit wissenschaftlicher Akribie in langen Versuchsreihen feststellte, dass kognitive Errungenschaften parallel zu affektiven Differenzierungen fortschreiten, schreibt bezogen auf das Latenzalter:

So bilden sich mit 7 oder 8 Jahren gleichzeitig mit den reversiblen Operationen neue Reziprozitätsbeziehungen (im logischen Sinne) heraus. Im Bereich der ethischen Gefühle stellt man nun zu diesem Zeitpunkt eine Abschwächung der Macht des Über-Ich und der Autorität zugunsten von Gerechtigkeitsgefühlen und anderen Aspekten der moralischen und affektiven Gegenseitigkeit fest. (Piaget, 1979: 44)

Man könne aber aus den zahlreichen Beispielen von kognitiven und affektiven Übereinstimmungen nicht ableiten, dass die kognitiven Veränderungen die affektiven *verursachen*. »Ich glaube jedoch ebensowenig, dass diese jene bestimmen, wie die Psychoanalytiker von vorneherein anzunehmen geneigt

sein könnten.« (Piaget, 1979: 44) Und weiter: »Gewiß können die Affektivität oder die affektiven Frustrationen Ursprung erkenntnismäßiger Entwicklungsbeschleunigungen oder Spätentwicklungen sein. [...] Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Affektivität die kognitiven Strukturen erzeugt, ja, nicht einmal, dass sie sie verändert. Sie bleiben für sich selbst sinnvoll.« (ebd.) Mit anderen Worten: Es bedarf keiner »Sublimierung«, die die libidinösen Bestrebungen in kognitive verwandelt. Die Ursachen ihrer Entwicklung sind (und für den unbefangenen Blick in klinischen Beispielen auch gut sichtbar) unterschiedlich und beide Entwicklungslinien sind in gleicher Weise angeboren. Ganz sicher gibt es Prozesse, die die Bezeichnung Sublimierung verdienen – aber sie sind nicht der Weg zur kognitiven Entwicklung, das Übliche, das »Normale« im Sinne der Gauß'schen Normalkurve. Bezüglich seines Einflusses auf kognitive Entwicklungen ist der Abwehrmechanismus der Sublimierung die Ausnahme, die die Regel des Nebeneinanders und des gleichermaßen Berechtigten sowie des gleichzeitig Gültigen beider Entwicklungsstränge bestätigt.

D. W. Winnicott: Übergangsobjekt als kulturstiftendes Spiel

In seinem die Forschungsergebnisse von Jahrzehnten zusammenfassenden Buch *Vom Spiel zur Kreativität* (1984, 4. Aufl.) liefert Winnicott meines Erachtens den Schlüssel, der zum Verständnis der psychoanalytisch vernachlässigten Verbindung zwischen Latenz und Freuds Bemerkung, in der Latenzzeit bilde sich der Anfang des Menschen als Kulturwesen aus, beitragen kann. Dazu muss ein kleiner Umweg der Darstellung gewählt werden.

Als Präambel des 7. Kapitels seines oben zitierten Buches, das den Titel »Die Lokalisierung des kulturellen Erlebens« trägt, steht der schlichte Satz von Tagore: »An den Küsten endloser Welten spielen Kinder.« (Winnicott, 1984: 111) Dazu stellen sich Assoziationen ein: z. B. das Ölbild der russischen Malerin Liza Reich *Spiel mit Steinen* (2012), dessen Besonderheit das auffallende Licht ist, das über der Szene liegt. Die Szene selbst stellt mehrere Kinder dar, die Kleinsten sind nackt, die umgeben von Wölfen, Schakalen, einem Rhinoceros und anderen wilden Tieren an einer Meeresküste versunken mit Wasser, Sand und Steinen spielen. Ein größeres Kind, etwa 13 Jahre alt, steht neben den kleinen Kindern, betrachtet diese und schaut gleichzeitig den Zuschauer an. Von welcher Seite der Betrachter auch schaut: Immer folgt ihm der Blick dieses Kindes, das gleichzeitig das geheimnisvolle kleinere Abbild einer zukünftig wachsenden Mutter ist. An diesem Strand sind die Kinder gefährdet, aber sie scheinen nicht die geringste Ahnung davon zu haben. Hingegen an den Augenblick halten sie die Steine in den Händen, spielen mit Sand und Geröll, nicht achtend auf die Gefahr, die von den Tieren ausgehen kann. Winnicott schreibt im gleichnamigen Kapitel:

Als ich Freudianer wurde, *erkannte* ich seine [des Tagore-Zitats, S. E. T.] Bedeutung. Meer und Küste stellen den unendlichen Austausch zwischen Mann und Frau dar, und aus dieser Verbindung entstand das Kind, dem ein kurzer Zeitabschnitt bleibt, bevor es selbst Erwachsener, Mutter oder Vater wird. Als ich mich dann mit der Symbolik des Unbewußten beschäftigte, erkannte ich [...], dass das Meer die Mutter ist und dass an der Küste das Kind geboren wird [...]. So war die Küste jetzt der mütterliche Körper, nachdem das Kind geboren ist und die Mutter und das jetzt lebensfähige Kind einander kennenzulernen anfangen.

Dann begann ich zu verstehen, dass diese Auffassung ein differenziertes Konzept der Eltern-Kind-Beziehung voraussetzt und dass es eigentlich auch einen sehr viel weniger differenzierten kindlichen Standpunkt geben konnte – ein Standpunkt, völlig anders als der der Mutter oder des Beobachters, der Erforschung jedoch zugänglich. Über längere Zeit kam ich zu keinem umfassenden Verständnis, bis ich zur Formulierung der Übergangsphänomene kam [...]. Ich kam schließlich zu dem Schluß, *dass Spiel in Wahrheit weder eine Sache der inneren psychischen Realität, noch eine Sache der äußeren Realität ist.* (Winnicott, 1984: 112; kursiv im Original)

Das also ist der Beginn der Entwicklung seines Konzepts »Übergangsobjekt«, das in vorliegendem Zusammenhang als bekannt vorausgesetzt werden muss. In Liza Reichs Gemälde wird unbewusst diese Relation zwischen Meer und Küste, Kindern am Meer und der Küste und spielenden Kindern unter der Beobachtung einer »kleinen zukünftigen Mutter« gezeigt. Die Kinder sind nicht nur nach »innen«, sie sind auch nicht nur nach »außen« gewandt, weil sie offensichtlich keine Ahnung von der sie umgebenden Realität haben. Sie befassen sich mit etwas Drittem, welches sich der Versprachlichung entzieht. Dies alles stellt aber, bezogen auf den Lebensabschnitt der Latenz, noch keine überzeugende Darstellung des Beginns der kindlichen Entwicklung als Kulturwesen dar. Dazu bedarf es weiterer Ausführungen, nämlich wie die Entwicklung vom Übergangsobjekt zum Spiel in Richtung Kultur, bezogen auf die Latenz, aussieht. Da nun helfen nicht nur Winnicotts Ausführungen zum Übergangsobjekt und zu den Übergangsräumen, die den Übergang zum letzten Endes subjektiven Verständnis der objektiv gegebenen Kultur aufweisen, die sich also jenseits der inneren Entwicklung als allgemeingültige Errungenschaft der Menschheit – eben Kultur – vorhanden zeigt, je nach historisch und gesellschaftlich gegebenem Stand und Ausprägung. Sie beruhen auf den frühen und frühesten Identifizierungsprozessen mit den relevanten Bezugspersonen, wie Jacobson sie so genau beschreibt. Kultur ist das – vom Standpunkt des Kindes aus gesehen – bereits Vorhandene, das Überlieferte, das Vorgegebene, in das ein Kind – so übereinstimmend auch alle soziologischen Sozialisationstheoretiker –, vermittelt über die Eltern und die unterschiedlichen Sozialisationsinstanzen wie Kindergarten und Schule, hineinwachsen soll. Die Eltern indes

haben bereits – je unterschiedlich nach ihrer Stellung in der Gesellschaft – Teil an dieser Kultur. Das Kind findet sie *in ihnen* vor.

Wenn nun das Kind, neugeboren, langsam in der Lage ist, durch zunehmende Entwicklung von Subjekt- und Objektdifferenzierung sowie Selbst- und Objektrepräsentanzen Übergangsobjekte für sich zu nutzen (aus den unterschiedlichsten Gründen ist nach Winnicott nicht jedes Kind gleichermaßen dazu in der Lage), und diese dann schließlich eine Umformung in Richtung der Erkenntnis der objektiven Welt der kulturellen Angebote erfahren, dann ist es auch prinzipiell in der Lage, mehr und mehr von diesen kulturellen Angeboten Gebrauch zu machen und zwar durch jene Identifizierungsprozesse, wie sie oben nach Jacobson beschrieben wurden: Das Kind lernt nicht nur, sich die Zähne zu putzen, sondern auch zu lesen und zu schreiben, Musik zu hören und zu spielen, zu malen, zu sprechen, zu erzählen, kurz: qua libidinöser Besetzung der Eltern und anderer Bezugspersonen auf je individuelle Weise an der Kultur der es umgebenden Gesellschaft teilzuhaben. Es gibt also einen direkten Übergang von der Entwicklung der Selbst- und Objektrepräsentanzen zur Repräsentanz (bzw. Verinnerlichung) der je spezifischen Kultur, innerhalb derer ein Kind aufwächst. Der Umweg über Abwehrmechanismen muss innerhalb dieses Entwicklungsstranges nicht genommen werden. Er weist, wie oben schon mit Piaget dargelegt, eine eigene Logik der Entwicklung auf. Selbstverständlich spielt der triebpsychologische Entwicklungsstrang eine Rolle, wird sich vielfältig mit Prozessen der »Enkulturation«, wie dies vielfach genannt wird, vernetzen, doch ist er nicht dessen Voraussetzung.

Auf die Frage, was »Leben eigentlich ist«, kommt Winnicott zu dem Ergebnis, dass

es nicht Triebbefriedigung ist, die dem Kind das Gefühl gibt, zu sein und das Leben real und lebenswert zu erleben. Triebbefriedigung stellt vielmehr eine Teilfunktion dar und wird zur *Versuchung*, wenn sie nicht auf einer gut entwickelten Fähigkeit des Menschen aufbaut, ganzheitlich zu erleben, und im Bereich der Übergangsphänomene Erfahrungen zu machen. Das Selbst muß erst vorhanden sein, dann kann es vom Trieb Gebrauch machen; der Reiter muß das Pferd reiten und nicht nur fortgetragen werden. [...] Der Begriff »Mensch« schließt immer die Summe seiner kulturellen Erfahrungen mit ein. (Winnicott, 1984: 114f.)

Neuere Beschreibungen des Latenzalters:

Mertens, Kapfhammer, Tyson und Tyson, Bürgin

Sind die frühe und die ödipale Phase durchschnittlich erwartbar gut abgelaufen, zeichnet das »lustvolle Interesse und Erlernen kognitiver und sozialer Fertigkeiten« das Latenzkind aus (Kapfhammer, 1995: 192). Die »Errichtung der Über-Ich-Instanz als entscheidende innerseelische Umstrukturierung [charak-

terisiert] weniger [die] ödipalen Jahre selbst, sondern vielmehr den nachfolgenden Abschnitt der Latenz« (ebd.). Das postödipale Latenzkind empfindet Gefühle des »Triumphs und der Lust« (Freud, 1924), wenn es sich, ausgestattet mit nun sich schnell entwickelnden kognitiven Fähigkeiten, zunehmend von seinem bis dahin weitgehend primärprozesshaften Denken in Richtung sekundärprozesshaften Denkens entwickelt. Die zunehmenden kognitiven Fähigkeiten (vgl. dazu allgemein Oerter/Montada) und die Entwicklung der Sprache (Hamburger, 1994) erlauben dem Latenzkind, nicht nur »Reihungen« von Ereignissen und Gegenständen zu sortieren, sondern auch Aufeinanderfolgen (Piaget, 1979), in welchen die Entwicklungen unumkehrbar sind – eine wichtige Voraussetzung zum Entwurf weit reichender kindlicher Theorien, die sich der Realität bemächtigen. Das Kind, das sich der Welt der unbelebten Objekte zuwendet, wird passiv unabhängiger und macht sich damit auch aktiv unabhängiger von den Primärobjekten Vater, Mutter und Geschwister: Nachbarn, Lehrer und andere Bezugspersonen kommen hinzu. Obgleich »Erben« der ursprünglichen Vater- und Mutterobjekte, treten diese im kindlichen Horizont zuweilen so in den Vordergrund, dass es manchmal wichtiger wird, »was die Lehrerin gesagt hat«, als das, was die Eltern meinen (Mertens, 1994: 117). Der Stolz des Latenzkindes – vorausgesetzt es ist psychisch einigermaßen gesund durch die ersten Jahre seines Lebens hindurch geschritten –, eine Schultasche zu tragen, lesen und schreiben, selbstständig Worte und Begriffe entziffern zu können, nicht mehr auf Mutter, Vater oder ältere Geschwister angewiesen zu sein, wenn es Lebensmittelpreise in Supermärkten entziffert oder Straßenschilder liest, ist nicht zu übersehen. Zwar bilden die Eltern nach wie vor den Maßstab für das Handeln des Latenzkindes auch außerhalb der Familie, wichtig bleibt etwa die elterliche Unterstützung im Falle ungerechtfertigter Angriffe in der Schule von eventuell verständnislosen Lehrern oder übergriffigen und mobbenden Mitschülern, aber mit der Unterstützung der Familie wird das Kind gleichzeitig von ihr unabhängiger. Das ist nur vordergründig ein Paradoxon. Tatsächlich entwickelt sich ein Latenzkind umso konfliktfreier in der nun immer bedeutender werdenden sozialen Umwelt bzw. Öffentlichkeit, je mehr es in der Familie in den ersten Lebensjahren unterstützt und gefördert wurde, auch und gerade in seiner Individualität.

Mit Piaget, Kohlberg und Gilligan beschreibt Kapfhammer eine nun einsetzende zweifache Aufgabe der kindlichen Über-Ich-Bildung, nämlich »eine Abmilderung der Rigidität und Härte der frühkindlichen moralischen Ansprüche einerseits, eine Revision und Konsolidierung der Über-Ich-Normen durch eine Abstimmung elterlicher Anforderungen mit den moralischen Standards wichtiger sozialer Bezugsgruppen andererseits« (Kapfhammer, 1995: 193).

Von Tyson und Tyson erfahren wir, dass

[d]ie Spontaneität des fünfjährigen Kindes, das mit Leichtigkeit seine Gedanken und Gefühle zum Ausdruck bringt und das freien Zugang zu seiner inneren Welt voll von Phantasien und Wünschen besitzt, [...] um das siebte Lebensjahr (plus/minus ein Jahr) einer Veränderung unterworfen [wird]. Hartnäckig ist das Kind bemüht, Triebimpulse zu unterdrücken und logisch-rationales Denken aufrecht zu erhalten. Sorgfältig angefertigte, stilisierte Zeichnungen und gemeinsames Spiel mit anderen, das auf Regeln und objektiven Zielsetzungen beruht, sind an der Tagesordnung, wenn das Kind versucht, sich an die nunmehr stark hervorgehobenen Gruppennormen zu halten. Primär- und Sekundärprozess sind eindeutig voneinander abgegrenzt, die Welt der Phantasie ist auf die Privatsphäre begrenzt. (Tyson/Tyson, 2009: 190)

Wolfgang Mertens hat in seiner zweibändigen Entwicklungspsychologie (1994) besonderen Wert auf die Ergänzung der klassischen Triebtheorie durch moderne Ergebnisse der geschlechtsspezifisch orientierten Psychoanalyse gelegt. 20 Jahre später wird man sagen dürfen, dass Fälle des guten alten Penisneids eher Einzelbeispiele betreffen; dass Fälle von Nichtidentifikation des kleinen Mädchens mit der Mutter, selbst wenn diese sehr häufig auftritt, eher mit Einzelschicksalen und innerhalb dieser mit der Rolle der Mutter in den Augen des Vaters, in der Familie und der jeweiligen Gesellschaftsschicht zu tun haben dürften als mit der von der Natur so gewollten »Kastration« von Mutter und Tochter und dem sich daraus ergebenden angeblichen Minderwertigkeitsgefühl. In Zeiten, in denen Mädchen von Lehrerinnen etc. bevorzugt werden, weil sie fleißiger, braver, »sozialer« als Buben des gleichen Alters sind, kann von einem Gefühl der Benachteiligung kaum mehr die Rede sein. Eher ist es so, dass Männer (»das entehrte Geschlecht«) sich langsam gegen eine inzwischen ihrerseits empfundene Benachteiligung zu wehren beginnen. Buben im Latenzalter, unterrichtet von Frauen, medizinisch von weiblichen Schulärzten betreut, zu Hause oft vaterlos, fühlen sich unverstanden und oft benachteiligt (vgl. auch Hopf, 2014). Später nimmt die gefühlte Benachteiligung nicht ab, weil sie sich durch zunehmende Frauenquoten bei der Jobsuche zurückgestellt fühlen. Manche Beispiele zeigen (außerhalb der Wirtschaftsorganisation, sehr wohl aber z. B. in den inzwischen von Frauen dominierten Sozial- und Geisteswissenschaften), dass Männer, obgleich höher qualifiziert, auf einen Job wegen einer offiziellen oder auch inoffiziellen Frauenquote verzichten müssen. Diese neuen Trends sind noch wenig wissenschaftlich erforscht, spielen aber im Alltag und also auch in der therapeutischen Situation bereits eine große Rolle. Allerdings waren, so muss gesagt werden, auch in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts und schon zuvor geschlechtsspezifische Bevorzugungen von Buben und Männern bzw. die viel beklagte Benachteiligung von Mädchen und Frauen nicht »Natur«, sondern je verschieden bestimmten Voraussetzungen der häuslichen Sozialisation zu verdanken.